

FeG  Berlin-Tempelhof

NORMAL

ist eben nicht normal



Gemeindebrief Sommer 2022

TOTAL NORMAL

Total normal ... hieß vor vielen Jahren die erste Fernsehshow von Hape Kerkeling. Sie gehörte zu dem Schrägsten, was es damals im Fernsehen zu entdecken gab. Was ist eigentlich normal, fragen wir in einer Zeit, in der sich vieles zu ändern scheint, was viele Menschen in unserem Kulturraum gewohnt waren. Dabei machte „das Normale“ lange Zeit einen langweiligen und angestaubten Eindruck. Ausgetretene Pfade zu verlassen und Neues zu wagen erschien attraktiver als „immer die gleiche Leier“. Wahrscheinlich macht dieser Trend aber mehr Spaß, wenn man ihm freiwillig folgen kann. Das „Normale“ wird dann zur Rückfallebene, die uns eine Verschnauf-

pause gönnt, wenn uns allzu viel Neues allzu anstrengend wird. Was ist schon normal? Eine Frage, auf die wahrscheinlich jeder Mensch eine andere Antwort hätte. Jesus würde vielleicht sagen: „Es ist normal, dass Menschen in liebevoller Beziehung zueinander ihr Leben und diese Welt verantwortlich und wohlwollend gestalten. Und es ist auch normal, dass ich euch dabei voller Liebe und Kraft zur Seite stehe.“ Und was ist für Sie normal? Dieser Gemeindebrief möchte wieder einmal zum Stöbern und Entdecken einladen – total normal!

Im Namen des Gemeindebriefteams grüße ich Sie herzlich

Ralf Nitz

Sommerheft 2022 für die Monate
Juni, Juli und August

Alle Fotos von pixabay.com

Monatsspruch Juli 2022:

»Meine Seele dürstet nach Gott,
nach dem lebendigen Gott«

Psalm 42,3

Ein zur Jahreszeit passender Monatspruch – hier geht es um Durst. Wir sind in der privilegierten Lage, unseren Durst (fast) jederzeit stillen zu können. Trinken gehört zur Gesundheit und zum Wohlfühlen dazu. Trinken gehört zur Gemeinschaft dazu: Wir treffen uns auf einen Kaffee, ein Bier, ein Glas Wein. Echten Durst kennen wir nicht. Höchstens bei großer Hitze oder nach dem Sport oder einer anderen Form der Anstrengung.

Das Fehlen von Wasser kann dem Menschen deutlich schneller zum Verhängnis werden als das Fehlen von Nahrung. Maximal drei Tage ohne Wasser, so lautet der Richtwert, dann wird es lebensbedrohlich.

Im Psalm 42, aus dem der Monatspruch stammt, geht es sehr plastisch um Wasser und Durst. Es lohnt sich, den ganzen Psalm zu lesen. Der seelische Durst des Psalmdichters wird ausgemalt: Er fühlt sich mutlos und traurig. Bei allem inneren Schmerz gibt es für ihn nur einen Weg der Veränderung: die Beziehung zum lebendigen Gott! Diese Beziehung zu Gott ist für ihn lebensnotwendig.

In Offenbarung 22 wird beschrieben, dass von Gott ein Strom lebendigen Wassers ausgeht. Ohne Wasser geht es nicht, das sehen wir schon in der Natur, wenn Regen ausbleibt oder Flüsse und Seen austrocknen. Ohne Gott geht es nicht – das führt uns der Monatspruch vor Augen!

W. B.



Was ist eigentlich normal?

Ich möchte mein normales Leben zurück. Wann wird endlich wieder alles normal?« Solche Fragen begleiten Menschen seit über zwei Jahren. Erst hat das Coronavirus den Lebensrhythmus stark verändert und zwischendurch fast zum Erliegen gebracht. Neue Regeln, Umgewöhnungen am Arbeitsplatz und in den Schulen. Manche sprachen vom »neuen Normal«, andere sehnen sich zurück zum »alten Normal«. Aber was ist normal? Als sich Licht im Coronanebel abzeichnete, brach der Ukrainekrieg aus und Politiker sprachen von einer »Zeitenwende«. Über 70 Jahre war Frieden in Mitteleuropa ein Zustand, den man sich nicht anders vorstellen konnte. Die Älteren erinnern sich noch an die Zeit des »kalten

Krieges«. Aber obwohl damals auch in vielen Bereichen der Gesellschaft Angst vor einem Atomkrieg herrschte, konnte das den Frieden nicht wirklich stören. Für viele war Frieden ein Leben lang normal und Krieg eine Geschichte, die in der Schule unterrichtet und hier und da von Opa erzählt wurde. Ist dies das Normal, an das man sich gewöhnt hat?

Für die Generation meines Großvaters war es normal, in der Schule das Nötigste zu lernen. Acht Jahre, dann ging es in eine Lehre oder direkt zum Arbeiten. Für ihn und viele seiner Wegbegleiter war es normal, dass Arbeit hart, dreckig und nicht sinngebend, sondern hauptsächlich für den Lebensunterhalt da war.

In meiner Generation war es normal, mit vielen Kindern in einer Klasse zu sitzen. Klassenstärken von 35-40 Schülerinnen und Schülern waren normal. Ebenso das Ziel, einen möglichst guten Schulabschluss hinzukriegen. Die »Volksschule«, für meinen Großvater die einzige Schule, die er von innen sah, gab es nicht mehr. In der Generation meines Großvaters war für viele selbstverständlich, dass sie keine eigenen Berufs- oder Ausbildungsziele verfolgen konnten. Mein Großvater hätte gerne eine Lehre zum Tischler gemacht. Aber als eines von neun Kindern (damals ganz normal), musste er auf die Ausbildung verzichten und stattdessen in der Landwirtschaft arbeiten, um zum Unterhalt der Familie beizutragen.

Würden wir nun das »Normal« meines Großvaters und das »Normal« meiner Generation mit der Lebenssituation von Menschen vergleichen, die in Nairobi, Bangladesch oder in New Orleans aufgewachsen sind, würden wir noch weitere »Normalitäten« kennenlernen, die für uns fremd und unvorstellbar wären. Was also ist normal? Einige Beobachtungen dazu:



1. Das, was wir als normal empfinden, hängt von den Rahmenbedingungen ab

Jedes Normal braucht einen Bezugsrahmen. In einer Gesellschaft, in der eine funktionierende Wirtschaft existiert, ist es für viele Menschen normal, sich keine Sorgen um »das tägliche Brot« zu machen. Für viele ist in einer solchen Gesellschaft Überfluss normal. Ebenso, dass man in vielen Bereichen gucken kann, was einem gut tut und wie man sich und seine Vorstellungen verwirklichen kann. In Gesellschaften, in denen Mangel herrscht, ist es für viele Normalität, dass das Überleben-Können die zentrale Aufgabe des Lebens ist.

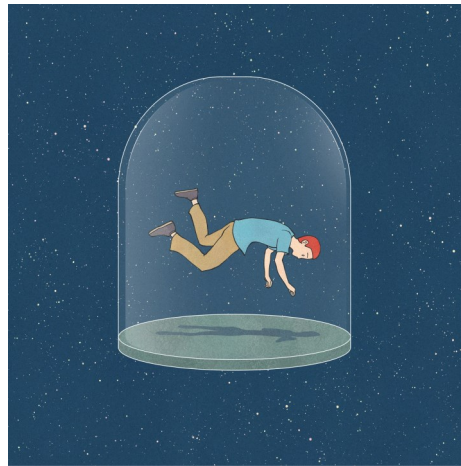
Ein furchtbarer Ausdruck der Ungerechtigkeit unserer Welt ist es, dass man sich nicht aussuchen kann, in

welches »Normal« man hineingebo-
ren wird. Mein Großvater wurde ge-
nauso wenig gefragt, ob er lieber
meine Schulzeit gehabt hätte, wie
das Kind einer Großfamilie aus Kenia,
ob es lieber in meinem Kinderzimmer
groß geworden wäre.

2. Je enger wir den Bezugsrahmen stecken, desto einseitiger wird un- ser Bild eines »normalen Lebens«

Wer nur seine Kultur und seine Zeit
kennt, hat ein wesentlich engeres
Bild von dem, was normal ist, als je-
mand, der oder die sich auch mit
ganz anderen Lebensbedingungen
beschäftigt hat. Wer nur die Lebens-
bedingungen der letzten 20 Jahre in
Stuttgart oder Kiel als Bezugsrahmen
nimmt, wird ein »Normal« anders
beschreiben als jemand, der die letz-
ten 200 Jahre in Peking, Rom oder
Johannesburg als Bezugsrahmen
sieht. Je weiter wir den Kreis räum-
lich und auch zeitlich ziehen, desto
relativer, vielfältiger und auch unge-
wisser wird unsere Vorstellung von
»normal«. Je kleiner man den Rah-
men fasst, desto größer wird die Ge-
fahr, aus dem, was man für normal
hält, einen Anspruch abzuleiten.

Betrachtet man einen langen Zeit-
raum der Weltgeschichte oder eine
große Zahl unterschiedlicher Lebens-
räume, kann man den Eindruck be-
kommen, dass es so etwas wie
»normale Lebensbedingungen« nicht
gibt. Das Normale (Vorsicht: Binsen-
weisheit!) scheint der beständige
Wechsel zu sein, im Sinne von »das
Einzigste, was sicher ist, ist, dass nichts
sicher ist«.



3. Es gibt nicht nur ein »äußeres Normal« in Form von Lebensbedin- gungen, sondern auch ein »inneres Normal«, das die inneren Haltun- gen, Lebenseinstellungen und Werte beschreibt.

Mein Großvater hat sein ganzes Le-
ben hart gearbeitet. Als Wald-

arbeiter, als Fabrikarbeiter, in der Wirtschaftskrise der 1920-er Jahre als Tagelöhner, der jeden Tag bei der Stadtverwaltung nachfragte, was es an diesem Tag zu tun gäbe, und dann Straßen ausgebessert oder Grünanlagen instand gehalten hat. Nebenbei hat er als Küster einer Kirchengemeinde gedient, den eigenen riesengroßen Garten bewirtschaftet und allerlei Kleinvieh wie Hühner, Kaninchen, Ziegen und Schweine gehalten. Wenn er im Sommer nach der Nachtschicht aus der Reifenfabrik nach Hause kam, hat er gerne morgens um 6:00 Uhr noch das Nötigste im Garten erledigt, hat dann noch voller Genuss eine Viertelstunde vor dem Haus gesessen und »den Kartoffeln beim Wachsen« zugeguckt, bevor er dann endlich schlafen ging. Er war seit frühester Jugend aufgrund eines Unfalls mit einem Pferdewerk schwer gehbehindert. Er hat zwei Weltkriege erlebt, mehrere Wirtschaftskrisen und einige persönliche Krisen. Dennoch habe ich ihn als einen dankbaren und zufriedenen Menschen erlebt, für den es normal war, Kriegsgefangenen der Nazizeit heimlich seine Stullen zuzustecken und den Nachbarn, die Hilfe brauchten, mit Rat und

Tat zur Seite zu stehen. So wie er empfanden viele seiner Generation.

Am Beispiel meines Großvaters und anhand vieler ähnlicher Lebensgeschichten wird mir deutlich, dass es auch ein »Normal« der inneren Werte gibt. Dieses »innere Normal« ist mit dafür verantwortlich, wie man die eigene Lebenssituation bewertet. Deswegen gehen wir unterschiedlich mit Herausforderungen, Veränderungen oder auch Erfolgen und Misserfolgen um. Wer eine sprudelnde innere Quelle hat, kann auch manche Dürre, die von außen kommt, »bewässern«. Wer Gutes nicht für selbstverständlich hält, sondern als Geschenk, kann auf Veränderungen flexibler und positiver reagieren.

In einem sehr persönlichen Abschnitt spricht Paulus im 2. Korintherbrief von den Nöten, die er erlebt. Er berichtet, dass seine äußeren Kräfte oft aufgezehrt werden, dass er aber innerlich immer wieder neue Kraft erhält. Äußerlich steht Paulus unter Druck, innerlich erlebt er Freiheit. Äußerlich fühlt er sich oft am Ende, im Herzen spürt er Hoffnung und Lebensfreude.

Man bekommt den Eindruck, dass alles, was wir uns äußerlich wünschen, ein inneres Abbild oder Vorbild haben kann: innerer Frieden, Freude im Herzen, Liebe, eine tiefe innere Ruhe. Für Paulus ist es normal, mit einem starken Innenleben die äußeren und sich ständig verändernden Lebensbedingungen mutig anzugehen. Paulus möchte sein »inneres Normal« von Jesus und der Kraft seines Geistes gespeist wissen.

Gerade weil das Äußere eben nicht wirklich »normal« ist, sondern sich stetig verändert und damit ein Abbild der Vergänglichkeit unserer Welt ist, setzt Paulus auf ein stabiles Innenleben. Sein Rat lautet: »Wir dürfen unseren Blick allerdings nicht auf das Sichtbare richten, sondern auf das Unsichtbare. Denn das Sichtbare ist vergänglich, das Unsichtbare dagegen ist unvergänglich.« Für Paulus ist das normal.

In der Gegend, in der ich aufwuchs, gab es etliche Stauseen. Im Sommer tummelten sich dort Segelboote und Segelschulen. Kinder lernten das Segeln in kleinen, „Optimist“ genannten Jollen. In ruhigem Gewässer in

kleinen, knapp 1 Meter kurzen Optimisten lernten die Kinder die gleichen Techniken, die auch in ganz anderen Gewässern und auf größeren Booten zu den Grundtechniken



Wir alle wünschen uns Normalität gehörten.

Wir wünschen uns ein »normales Leben« und meinen damit die Lebensumstände, die wir gewohnt sind. Wenn aber unsere »innere Normalität« gut gerüstet ist, können wir damit auch in »anderen Gewässern segeln«. Wie schön wäre es, wenn es für mehr Menschen normal wäre, mit einem starken »inneren Menschen« das Drumherum mutig und glaubensvoll zu gestalten. Wie gesagt, für Paulus war das normal.

Ralf Nitz

PLÄDOYER für die Dankbarkeit

In sämtlichen Nachrichten gewinnt man seit Jahren den Eindruck, dass es sehr schlimm um uns und unsere Gesellschaft steht. Ich glaube, alles fing damit an, dass ein außergewöhnlicher Präsident in den USA an die Macht kam. Ich erinnere mich, dass ich zum ersten Mal das Gleichgewicht der Welt ins Wanken gekommen sah. Die Werte, an die ich seit der Kindheit glaubte, schienen plötzlich nicht mehr zu gelten. Danach erschütterte ein tödliches Virus unsere Gesellschaft und vor allem: die Wirtschaft. Nicht nur, dass man nicht mehr unbeschwert aus dem Haus gehen konnte. Vielmehr standen auch viele freischaffende Künstler, Einzelhändler und Gastronomen vor dem Ruin. Um

das alles zu toppen, haben wir nun auch noch Krieg in Europa. Alleine die Zeitungüberschriften geben mir jeden Tag eine Gänsehaut. Auf einmal sind es Europäer, die flüchten müssen. Menschen wie du und ich. Und es ist kein fernes Land mehr, in dem Krieg herrscht, sondern der furchteinflößende Ort liegt gleich hinter der Staatsgrenze.

So – und wo ist nun der Grund zum Dankbarsein? Den gibt es nicht. Naja, jedenfalls nicht in dem, was ich geschrieben habe. Aber hier kommt der wichtige Gedanke: Katastrophen haben per se nichts Gutes an sich. Aber – die Besinnung auf das Wesentliche, auf das, was wirklich im Leben zählt und die Wertschätzung dessen, was

wir immer noch genießen können, kommt in Krisenzeiten deutlich zum Vorschein. Ohne schlechte Zeiten könnten wir die guten Dinge weder sehen noch fühlen. Ich denke an meine Oma, die ihr Leben lang nie Essen wegschmeißen konnte, weil sie im Zweiten Weltkrieg gehungert hat. Und ich denke an einen Bekannten, der mir von einer Frau aus der Ukraine erzählt hat. Sie war beim Anblick ihrer provisorischen Unterkunft mit vollem Kühlschrank und Wechselkleidung in Tränen ausgebrochen – aus Dankbarkeit.

Wohlstand führt manchmal eben gerade nicht zu Glückseligkeit. Im Gegenteil, er kann faul und unzufrieden machen, vielleicht sogar Depressionen auslösen. Damit will ich nicht sagen, dass wir lieber in großer Not leben sollten. Das sei ferne. Vielmehr müssen wir uns täglich darauf besinnen, was wir alles haben (ärztliche Versorgung, einen Platz zum

Schlafen, einen vollen Kühl- und Kleiderschrank usw.) und dies niemals als gegeben hinnehmen.

So zu leben wie wir in Deutschland ist keine Selbstverständlichkeit. Es ist das Ergebnis eines langen Kampfes unserer Vorfahren in Deutschland. Angefangen wahrscheinlich mit der Einführung der Sozialversicherung durch Bismarck im Jahr 1887. Ich versuche, mich jeden Tag über meinen Kaffee am Morgen zu freuen, und darüber, dass ich zur Arbeit und einkaufen gehen kann. Lasst uns das niemals vergessen und versuchen, die Welt jeden Tag mit unseren Taten zum Guten zu verändern. Amen.

A. P.



Nicht immer führt mehr Wohlstand zu mehr Glückseligkeit.

Herrlich unnormal



Die Schublade, in die ich mich nicht stopfen lasse

Von Kindesbeinen an sagte man mir gerne nach, ich sei klein, lieb und nett, etwas naiv und mit meinen christlichen Werten absolut weltfremd. Sich in der Schulzeit mit Außenseitern abzugeben ist uncool; vor der Hochzeit enthaltsam zu sein ist altmodisch; nach dem Abitur in ein Land zu gehen, dessen Sprache man nicht kennt, ist riskant; und nach dem Studium in einer Lehmhütte hausend im afrikanischen Busch zu unterrichten ist reichlich unbequem. Ja, es stimmt, ich habe oft »naiv« und »weltfremd« gehandelt, während ich mich bei meinen Entscheidungen von meinem Gottvertrauen habe leiten lassen, doch

haben mir diese Wege die Augen für die Welt geöffnet und meine Beziehung zu Gott nur noch weiter gestärkt. Als »weltfremd« würde ich mich nicht bezeichnen, eher als »abenteuerlustig«, doch mit Gott an meiner Seite wird das Leben auch nie langweilig.

Manch einer meinte während meiner Zeit in Thailand zu mir, es sei ziemlich naiv und riskant, sich an jedem Sonntagmorgen an die Straße zu stellen und darauf zu hoffen, dass ein Auto hält, das mich mit in die Stadt zum Gottesdienst nimmt. Nun, das kann schon sein, und sicher hatte ich so manches Mal

etwas Herzklopfen beim Einsteigen in die fremden Autos, doch ich wusste, dass ich mich auf meinen Gott verlassen konnte. Und in meinen sechs Monaten in Pattaya verging kein Sonntag, an dem ich nicht pünktlich zum Gottesdienst kam.

Vielleicht bin ich manchmal etwas klein und naiv, doch mein Gott ist groß und stark – das gleicht sich dann wieder aus. Und wer ist schon normal?

M. R.

Schubladen sind etwas Wunderbares: Man packt etwas hinein und weiß genau, wo es liegt. So gibt es für alles Mögliche eine Schublade: Besteck, Werkzeug, Süßigkeiten ... Auf den ersten Blick passen die meisten Gegenstände auch irgendwo rein. Erst beim genaueren Hinschauen fällt auf, dass man mit der Lakritzschnecke nicht gut Maß nehmen kann und die Säge für den Sonntagsbraten vielleicht zu groß ist.

So ist es auch bei den Menschen. Man meint, jemand wie der Hausver-

walter sei nur für das Handwerkliche da, und plötzlich sieht man ihn mit den Kindern spielen. In welche Schublade soll man ihn nur stecken? Für solche Fälle gibt es die Krimskrams-Schublade, in die all jene Sachen verschwinden, die man nicht einordnen kann. Nur wenn wir alle Menschen in diese Schublade stecken, finden wir sie dann auch wieder, wenn wir sie brauchen? Also hilft nur der zweite Blick – und vielleicht ein neuer Schrank für ein geordnetes Miteinander.

B. R.

Der erste Eindruck zählt, das ist bekannt. Aber wussten Sie, dass die ersten sieben Sekunden ausreichen? Wenn Sie diese kurze Zeit nicht nutzen, wird es schwierig, das Ganze wieder geradezubiegen. Ein Tag hat 86.400 Sekunden. Mehr als 30 Millionen Sekunden in einem Jahr. Von diesen 86.400 Sekunden sind nur sieben Sekunden entscheidend, um den ersten Eindruck zu

hinterlassen. Unglaublich, oder? So können Sie es in schlauen Büchern und im Internet nachlesen. Vielleicht stimmen Sie zu und sagen: Ja, das sehe ich genauso. Manches passiert unbewusst, und schwups, sind Sie und ich in einer Schublade gefangen.

In der Schöpfung sind wir Menschen, jede oder jeder, einmalig geschaffen. Die Kreativität, die Gott in uns hineingelegt hat, möchten wir »überschaubar« halten, sie einordnen und bewerten. Wir wollen Ordnung in unserem Denken und unsere Lebenserfahrungen (ver-)führen uns zu diesem Denkschema. Wir vergleichen Menschen, die uns besonders positiv oder negativ im Gedächtnis sind, mit unserem Gegenüber. Und schon ist unser erster Eindruck getroffen.

Trotz aller voreiligen Festlegungen, die manchmal sogar Bestand haben: Die Kunst, einen anderen Menschen wirklich kennenzulernen, besteht darin, die Schubladen zu schließen, die richtigen Fragen zu stellen, gut zuzuhören und für den anderen wirklich offen zu sein. Halten Sie Ausschau nach den Schätzen, die Gott in jedem Menschen versteckt hat.

Schätze muss man suchen und sich anstrengen sie zu finden. Oft sind sie versteckt, vergraben und sie müssen gefunden werden.

Jede und jeder von uns möchte besonders sein, nicht »stinknormal«, öde, langweilig oder verwechselbar. Wir wollen unverwechselbar sein und das sprengt jede Schublade. Die Stärken und Begabungen, die Gott in uns gelegt hat, können als Ergänzung für andere Menschen mit ihren Begabungen großartig sein. Mir fällt da das Lied von Manfred Siebold ein: »Gut, dass wir einander haben ...«

In der fünften Strophe heißt es:

*... »Keiner ist nur immer schwach,
und keiner hat für alles Kraft.
Jeder kann mit Gottes Gaben das tun,
was kein anderer schafft.
Keiner, der noch alles braucht,
und keiner, der schon alles hat.
Jeder lebt von allen andern;
jeder macht die andern satt.«*

H. R.



Manchmal ist es richtig schwierig für Schüler, wenn gefühlt nichts richtig geht: Das Schreiben und Lesen scheint eine unüberwindbare Hürde zu sein. Zahlen sind unverständliche Zeichen für noch unverständlichere Mengen und damit zu operieren übersteigt die Fähigkeiten. Was ist, wenn der Kopf nicht das aussprechen kann, was die Lehrkraft gerne wissen möchte?

Kinder mit diesen oder ähnlichen Schwierigkeiten stoßen oft an ihre Grenzen und wissen nicht mehr weiter. Zum Glück werden sie heute nicht mehr in die »Dummecke« ge-

stellt und sich selbst überlassen. Das Recht auf Inklusion, also gleichberechtigte Teilhabe an einem normalen gesellschaftlichen und sozialen Leben und damit auf angemessene Beschulung, hat ein Umdenken in Gang gesetzt und Kinder mit besonderen Bedürfnissen zumindest rechtlich in einen neuen Fokus gerückt.

Ich habe beruflich mit diesen Kindern zu tun, da ich als Sonderpädagogin an meiner Schule für ihre Förderung zuständig bin. Ich erlebe ihre Anstrengungen, ihren Frust und den der Eltern, ihre Versagensängste und ihr angeknackstes

Selbstbewusstsein hautnah und bin dankbar, dass ich mich mit ihnen auf den Weg machen kann, die ein oder andere Hürde zu nehmen. Generell kann ich das auf zwei Wegen tun. Ich schaffe entweder mit den unterrichtenden Kollegen die Rahmenbedingungen, dass die Kinder erfolgreich lernen können, oder ich passe die Unterrichtsinhalte den Möglichkeiten und Fähigkeiten der Kinder an, d. h. reduziere den Unterrichtsstoff so, dass Aufgaben für sie lösbar sind. Das ist ein Teil der Arbeit und erfordert mit allen Kollegen, die das Kind unterrichten, enge Absprachen und Zusammenarbeit und ein Bewusstmachen, dass Kinder mit besonderen Bedürfnissen eben auch besondere Maßnahmen benötigen. Gerade Letzteres erfordert oft einen langen Atem, weil Differenzierung im Unterricht natürlich eine Menge mehr Arbeit bedeutet.

Der für mich aber wichtigere Teil meiner Arbeit ist, den Kindern zu vermitteln, dass sie etwas können und dass sie wertvoll sind trotz ihrer Schwächen. Es erfordert eine Menge Beziehungsarbeit, bis Kinder und

auch die Eltern Vertrauen in ihre Leistungsfähigkeit fassen. Ihnen Erfolge zu verschaffen kann oft nicht am Niveau der Klasse gemessen werden, sondern geht meistens nur kleinstschrittig und auch manchmal einen Schritt vor und zwei wieder zurück. Dennoch habe ich es bisher noch nicht erlebt, dass ein Kind gar nicht vorankam. Die Lernerfolge kommen, aber halt langsamer oder anders, als man erwarten würde.

Ich habe mit einem Kind gearbeitet, das im ersten Schuljahr nur Ein- und Zweiwortsätze sprach. Jetzt ist es in der fünften Klasse und verfasst mit Begeisterung Geschichten. Ich leihe ihm meine Finger, d. h. tippe, was das Kind mir erzählt, denn Schreiben ist immer noch mit viel Schwierigkeiten verbunden. Bei einem anderen Kind war nach einer Frühgeburt nicht klar, ob es sich intellektuell normal entwickeln würde. Der sonderpädagogische Förderstatus »Geistige Entwicklung« stand im Raum, also der Status »geistig behindert«, wie es früher hieß. Heute ist das Kind in der sechsten Klasse und hat einen Notendurchschnitt von 2,4 geschafft,

ohne dass noch viel differenziert werden muss. Beide Kinder trauen sich etwas zu, weil sie Wertschätzung erfahren haben und mit anderen Methoden und Materialien lernen konnten. Ich hatte ein Kind mit Rechenschwäche, das im dritten Schuljahr noch im Zahlenraum bis 20 rechnete und nach vielen Misserfolgen und Frust an unsere Schule kam. Ich habe ihm die Angst vor Zahlen nehmen können, vieles spielerisch neu erarbeitet, sodass es am Ende des 6. Schuljahres, als es an die Oberschule wechselte, im Zahlenraum bis 1.000.000 rechnen konnte und die Grundlagen der Bruchrechnung beherrschte. Viel wichtiger aber war, dass das Kind sich etwas zugetraut hat, denn ich habe bei jedem neuen Themenbereich gezeigt, wo wir gestartet sind und was schon erreicht wurde. Das hat dem Kind Mut gemacht.

Oft müssen auch bei den Eltern Widerstände aus dem Weg geräumt und falsche Vorstellungen und Wünsche korrigiert werden, wenn ein Kind sich nicht so entwickelt, wie man es erwartet hatte. Auch das ist meistens ein nicht so leichter Weg. Die Entlas-

tung kommt oft erst nach längerer Zeit, wenn Eltern ihr Kind mit seiner Besonderheit akzeptieren lernen und den eingeschlagenen Weg mitgehen können. Eine gute und vertrauensvolle Zusammenarbeit ist für eine gute Entwicklung des Kindes genauso wichtig wie jede pädagogische Maßnahme mit dem Kind selbst.

Für mich das Schönste sind die strahlenden Gesichter der Kinder, wenn sie kommen und mir eine erfolgreich bewältigte, für sie angepasste Arbeit zeigen. Genauso schön ist es, sie auch bei Misserfolgen wieder aufzubauen und ihnen zu zeigen, was sie geschafft haben, auch wenn die Note vielleicht noch nicht so toll war. Jedes Kind ist ein Volltreffer Gottes und wunderbar gemacht mit allem, was es kann oder auch (noch) nicht.

U. N.

Haben Sie ein Kind mit Lese- & Rechenschreibschwäche oder den Verdacht und wissen Sie nicht, an wen Sie sich wenden können?

Landesverband Legasthenie und Dyskalkulie www.ZLB.de

ODER

www.Legasthenie-Zentrum-Berlin.de

Bin ich eigentlich DIN-NORMAL?



Ich glaube, mein Leben änderte sich an dem Tag, als ich erfuhr, dass die Krümmung von Salatgurken einer EU-Norm unterliegt. Denn mir wurde schlagartig klar, dass ich, wäre ich eine Salatgurke, noch dazu in einem Nicht-EU-Land geboren, niemals nach Deutschland hätte importiert werden können. Mein Rückgrat zu krumm, mein Zuckergehalt zu hoch.

Ich entspreche nicht dem Durchschnitt: Ich habe z. B. doppelt so viele Kinder wie der Durchschnitt. Aber was ist dieser Durchschnitt? Der deutsche Durchschnittsmann ist 42,7 Jahre alt, knapp unter 1,80 m groß, dunkelblond, 82 Kilo schwer. Mit 33,2 Jahren wird er heiraten und mit ca. 35 Jahren zum ersten Mal

Vater (wenigstens hier entspreche ich mal der DIN-Norm). Die Scheidung steht dann mit 44,5 Jahren an (naja, der Durchschnittsmann ist auch nicht mit meiner Frau verheiratet, sonst gäbe es sicherlich viel weniger Scheidungen). Der DIN-Mann verdient monatlich 3.430 Euro brutto, arbeitet 34 Minuten täglich im Haushalt (seine Frau doppelt so viel), er sagt zwischen 5.000 und 12.000 Wörter pro Tag (die hat ein dreifacher Familienvater wie ich wohl gegen Vormittag bereits erreicht - ach, ich hätte mir Sätze wie »Wo putzen wir uns die Zähne?« rechtlich schützen lassen sollen). Er braucht zwar nur zwei neue Paar Schuhe pro Jahr, dafür schaufelt er jährlich ca. 60 Kilogramm Fleisch in sich hinein.

Die Liste ließe sich noch ewig weiterführen, ich kürze das mal ab: Ich entspreche einfach nicht der Norm. PUNKT! Während manche DIN-Normen durchaus sinnvoll sind – z.B. dass Teddybären eine bestimmte Größe haben müssen, um schwerer verschluckt werden zu können –, gilt das nur sehr eingeschränkt für Menschen aus Fleisch und Blut. Der

Durchschnittsmann ist einfach ein mathematisches Modell aus tausenden Männern aus Deutschland. Zwar rein rechnerisch der Durchschnitt, aber er stellt keinen echten Menschen dar.

Vor Jahren zapfte ich mich mal durch das TV-Programm (das tue ich so selten, dass ich auch hier unterhalb der Norm bin). Ich blieb bei einer „Wissenschaftssendung“ hängen, in der gerade der Attraktivität von Gesichtern auf den Grund gegangen wurde. Die These: Männer bezeichnen Frauengesichter vor allem dann als attraktiv, wenn sie möglichst nah am Durchschnitt liegen. Es wurden 20 Frauen zwischen 18 und 33 Jahren eingeblendet, aus denen dann ein Computerprogramm das Durchschnittsgesicht errechnete. Dieses Bild wurde eingeblendet. Als Erstes fiel mir auf, dass es deutlich jünger wirkte, als jedes der 20 Ausgangsgesichter. Als Zweites, dass es keine besonderen Merkmale besaß. Während alle 20 echten Frauen hier mal einen Leberfleck, dort mal ein Grübchen, und woanders ein Lachfältchen hatten, war keines dieser Merkmale so dominant, dass es gegen 19 ande-

re ankam, die dieses Merkmal an dieser Stelle nicht hatten. Das Gesicht wirkte leblos. Nicht echt.

Jahre später wurde mir mal ein Link zu einer angeblich bislang unbekanntem Symphonie Beethovens geschickt. Laut Begleittext war die Symphonie erst vor Kurzem entdeckt worden, sodass noch kein Orchester sie eingespielt hatte. Man konnte aber schon eine Synthesizerversion vorab hören. Das Ganze klang mehr nach einem Handyklingelton, als nach einem echten Orchester. Nun ja. Ich hörte es an, und ja tatsächlich, ich konnte mir gut vorstellen, dass das die Noten von Beethoven waren. Allerdings von einem Beethoven, der irgendwie so wirkte, als hätte er keine Lust gehabt, dieses Stück zu komponieren. Was zumindest erklärt hätte, warum es so lange in der Versenkung verschwunden war. Es klang wie Beethoven, aber irgendwie langweilig. So als hätte der geniale Komponist keine Ideen mehr gehabt. Es klang wie eine etwas bessere Version von „Alle-Meine-Entchen“ – alle Noten passten, aber es gab keine Emotionalität. Das Stück „eckte“ nicht an, es erzeugte keine Dramatik. Tatsäch-

lich stellte sich heraus, dass dieses Stück gar nicht von Beethoven war. Eine künstliche Intelligenz (KI) hatte es aus allen seinen bekannten Stücken errechnet. Aus allen seinen Kompositionen quasi einen Durchschnitt ermittelt.

Das ist das Problem, wenn man mathematisch einen Durchschnitt ermittelt. Heilbronn ist die einkommensstärkste Stadt Deutschlands – aber nur weil der Milliardär Dieter Schwarz hier brav sein Einkommen versteuert. Menschen unter 1,70 m gehen dreimal im Jahr zum Arzt, Menschen über 1,80 m nur noch zweimal. Nein, kleinere Menschen sind nicht häufiger krank oder anfälliger. Kleinere Menschen sind statistisch häufiger Kinder und Frauen, die wegen anderer Dinge (z. B. Standard-Untersuchungen) als Krankheit zum Arzt gehen. Wir können den Menschen nicht mit einer DIN-Norm belegen und das ist auch gut so.

Um es auf den Punkt zu bringen: Gott scheint Nichtdurchschnittsmenschen zu bevorzugen – sonst hätte er nicht so viele von ihnen erschaffen! Ein Blick in die Bibel zeigt, dass Gott auch die Menschen für seine Zwecke ein-

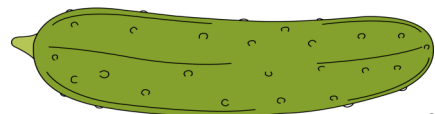
setzt, die mit kleineren und größeren Macken daher kommen. Ob Mose (er hatte ein Sprachproblem und war überdies ein Mörder), David (ein Ehebrecher, der den rechtmäßigen Ehemann seiner Affäre in den Tod schickte) oder Petrus (der lieber Jesus verleugnete, als zu ihm zu stehen). Die Bibel berichtet nicht über die vielen Frauen aus Samarien, die in den kühlen Morgenstunden zum Wasserholen an den Jakobsbrunnen gingen, die im Durchschnitt einmal verheiratet waren, sondern von der einen, die sich zur Mittagszeit hinquält, die schon fünf Ehemänner hatte und jetzt in einer wilden Ehe lebte.

Fazit 1: Ich bin nicht DIN-NORMal, ihr seid es nicht, keiner ist es. Man muss nur dazu stehen.

Fazit 2: Würde Gott im Jahr 2022 beschließen, Mensch zu werden, er würde sicherlich in keiner Behörde arbeiten, die sich DIN-Normen aus dem Fingern saugt.

Fazit 3: Ich bin nach wie vor froh, keine Salatgurke zu sein.

M. W.



Gedanken eines Durchschnittschrsten

So ein Käse! Ich wurde gefragt, ob ich zu diesem Thema etwas Lustiges schreiben kann – und ich habe zugesagt. Der Abgabeschluss ist bereits vorbei. Mir fällt nichts Lustiges ein. Was ist daran lustig, ein Durchschnittschrst zu sein? Bin ich einer oder will ich überhaupt einer sein? – Bei mir hilft da nur eins: sich dem Thema systematisch nähern.

Fragen wir doch mal die Mutter aller Antworten, Frau Wikipedia:

»Das Wort Durchschnitt hat verschiedene Bedeutungen (super, reicht nicht eine Bedeutung?): Im Sinne von Mittelmaß kennzeichnet es allgemein eine mittlere Qualität oder Quantität (Mittelmaß klingt jetzt auch nicht prickelnder). Mit Durchschnitt kann in der Mathematik und Statistik der Mittelwert gemeint sein, wobei dabei das arithmetische Mittel vom geometrischen Mittel und quadratischen Mittel unterschieden wird (soso – mein Matheunterricht ist schon über 40 Jahre her). In der Mengenlehre wird mit Durchschnitt die Schnittmenge zweier Mengen bezeichnet.«

Okay, in der Mathematik oder Mengenlehre ist der Durchschnitt etwas, was errechnet wird. Man versucht damit, eine Menge von Daten beschreibbar zu machen oder, in der Mengenlehre, Gemeinsamkeiten herauszustellen. Wir kennen Begriffe wie Durchschnittsalter oder Durchschnittsgehalt. Die Daten werden berechnet und sind nicht von der Meinung von Menschen abhängig.

Wird im Fernsehkrimi der unbekannte Verdächtige von den Zeugen als durchschnittlich beschrieben, ist kein Kommissar begeistert. Keine besonderen Merkmale – das hilft nicht weiter.

Wer möchte schon gern als durchschnittlich beschrieben werden? Es gehört schon eine gewisse Reife dazu, wenn einen solch eine Klassifizierung »nicht juckt«. Dabei sind menschliche Bewertungen oft oberflächlich. Da wird das herangezogen, was man so gerade interessant und schick findet. Durchschnitt ist meist das Synonym von langweilig.

Und was macht nun einen Durchschnittschrsten aus? Macht man das

an der Anzahl der Gottesdienstbesuche fest oder daran, dass er nicht über Wasser laufen kann, oder an der Anzahl der Gebetserhörungen?

Ich komme da nicht weiter. Zum Glück hat sich der Apostel Paulus mit diesem Thema beschäftigt:

»Erinnert euch [...], dass nur wenige von euch in den Augen der Welt weise oder mächtig oder angesehen waren, als Gott euch berief. Gott hat das auserwählt, was in den Augen der Welt gering ist, um so diejenigen zu beschämen, die sich selbst für weise halten. Er hat das Schwache erwählt, um das Starke zu erniedrigen. Er hat das erwählt, was von der Welt verachtet und geringgeschätzt wird, und es eingesetzt, um das zunichtezumachen, was in der Welt wichtig ist, damit kein Mensch sich je vor Gott rühmen kann« (1. Korinther 1,26-29, NLB).

Mit anderen Worten: Ob Durchschnitt oder nicht – Gott hat eine andere Denkweise. Und gerade die, die sich für überdurchschnittlich stark, weise oder mächtig halten, bekommen bei Gott einen anderen Status. Und die, die als klein und schwach gelten,

ebenso. Das ist, so Paulus, eine unsinnige, absurde Botschaft.

Aber diese Botschaft von Gott lautet: »Hör auf, dir Gedanken darüber zu machen, was du in der Welt darstellst! Hör auf, dich und andere zu beurteilen! Hör auf mich!«

Meine Beziehung zu Gott hat nichts damit zu tun, was ich an Fähigkeiten und Leistungen vorzuweisen habe. Er liebt mich, so wie ich bin! Kind Gottes zu sein, ist das Höchste, was ich erreichen kann!

Und meine Gaben, Fähigkeiten und Möglichkeiten brauche ich nicht zu verstecken, sondern ich kann sie für Gott einsetzen.

Gott holt uns aus der Enge menschlicher Beurteilungen heraus!
Psalm 31,9b: »Du stellst meine Füße auf weiten Raum.«

W. B.

Fröhliches, Erfreuliches und Kunterbuntes ...

... und alles andere als Normales gab in unserem Gemeindeleben in den letzten Wochen. Endlich stattfinden konnte das Themenwochenende mit Karin Ackermann-Stoletzky, die zum Thema »Resilienz« viele interessante Impulse gab. In dem Gottesdienst an diesem Wochenende hörten wir aber nicht nur von Petrus, der nach der Verleugnung Jesu besonders viel und besondere Zuwendung durch Jesus selbst brauchte, um gestärkt wieder aus dieser Situation herauszukommen. Viel Grund zur jubelnden Freude und zum Feiern gab



es, als vier Menschen mit ihrer Taufe ihren Glauben an Jesus bekannten. Wir wünschen Hannah, Günter, Jessica und Patricia, dass sie weiter in ihrem Glauben wachsen, den Segen Gottes erleben und durch ihn immer wieder gestärkt werden.

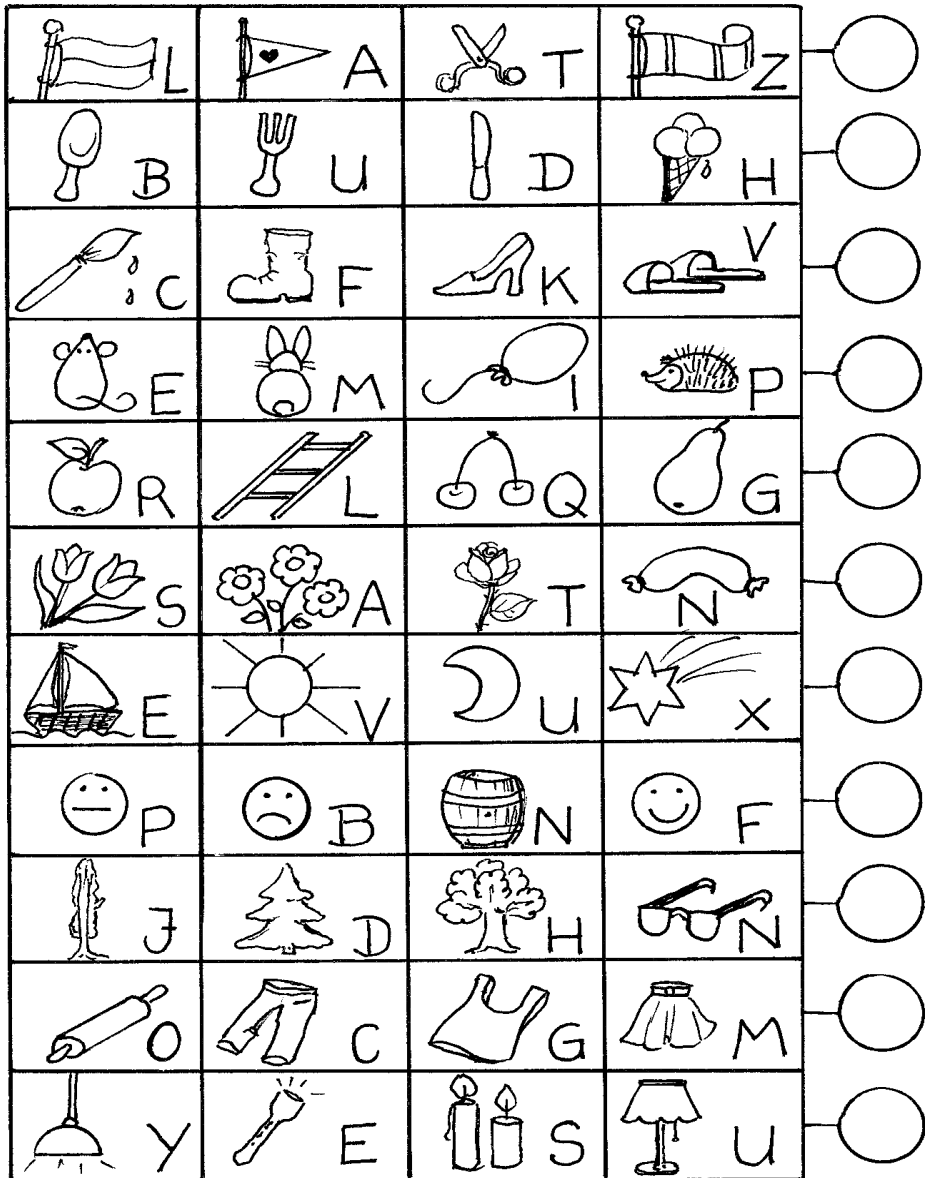
Kunterbunt waren die Luftballons, die eine Woche später am Muttertag den



Gottesdienstraum zum Familiengottesdienst schmückten. Die aufgemalten Gesichter standen für unterschiedliche Personen in einer Familie, die diese kunterbunt macht. Es ging um Dickköpfe und Dünnhäuter, um Kreative und Abwartende, um Extrovertierte und Stille, die ein Familienleben bereichern und interessant machen, aber die einzelnen Familienmitglieder auch herausfordern können. Unterschiedlich, einzigartig und toll hat Gott jeden Menschen gemacht und Hilfen gegeben, mit diesen Unterschieden klar zu kommen – das konnten alle Kinder und Erwachsenen in diesem Gottesdienst in Rätseln, Liedern und einer Andacht feiern und erleben.

U. N.





Liebe Ratefüchse, in jeder Reihe findet ihr ein Bild, das nicht hineingehört. Schreibt die Buchstaben der Bilder in die rechten Kreise und schon ergibt sich von unten nach oben gelesen das Lösungswort.
Viel Spaß wünscht euch

G. W.

Wir freuen uns auf Sie!

Sonntag **10.30 Uhr**
FÄNGT DIE
WOCHE
GUT AN!
Gottesdienst
mit
Kindergottesdienst
Anschließend „Gemeindecafé“

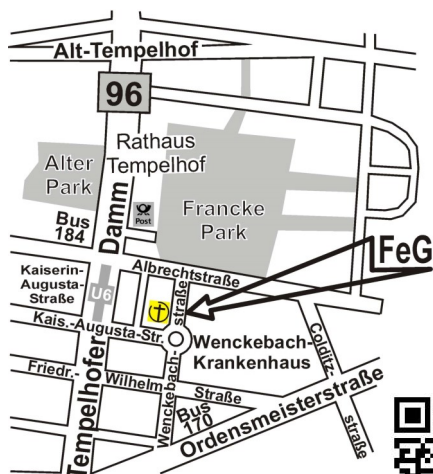
Den Gottesdienst gibt es auch online über unsere Website/YouTube!

Donnerstag
10.00 Uhr „Unterwegs“ Frauen - Alltag - Glaube (jeden 3. Do. im Monat)
15.00 Uhr „Mit weitem Horizont“
Bibel und Gesprächskreis

Freitag
18:00 Uhr „Gruppe 111“ - Selbsthilfegruppe
19.30 Uhr Männerforum (monatlich)

Samstag
16:00 Uhr „ConnAction“ ca. 14-tägl., für
Teens ab 13 Jahren

Für aktuelle Informationen besuchen Sie bitte unsere Internetseite: www.fegtempelhof.de



Kontakt und mehr

FeG  Berlin-Tempelhof

Freie evangelische Gemeinde
Berlin - Tempelhof
Wenckebachstr. 5
12099 Berlin

Telefon: (030) 71 09 69 06 (Büro)
Fax: (030) 75 70 63 25
E-Mail: mail@fegtempelhof.de
www.fegtempelhof.de

Bankverbindung

Kto.Nr. 922 59 00 BLZ 452 604 75
IBAN: DE56 4526 0475 0009 2259 00
bei SKB Witten (BIC: GENODEM1BFG)

Diakoniefonds

IBAN: DE72 4526 0475 0009 2259 03
BIC: GENODEM1BFG

Pastor

Ralf Nitz (030) 751 60 02
(Mobil: 0177/42 54 111)
Wenckebachstr. 5
12099 Berlin
E-Mail: r.nitz@fegtempelhof.de
Montag Ruhetag

Gemeindereferentin / Büro

Doris Leisering (030) 71 09 69 06
Mobil: 01590/64 88 798
E-Mail: mail@fegtempelhof.de

Hausverwaltung:

Bengt Röger
E-Mail:
hausverwaltung@fegtempelhof.de

Redaktion & Layout

Werner Böhm, Doris Leisering,
Ralf Nitz und Marcel Wieffering

E-Mail Gemeindebriefteam:

gb@fegtempelhof.de

Redaktionsschluss

für die nächste Ausgabe: 01.08.2022
Druckfrisch ab dem: 28.08.2022

JESUS CHRISTUS –
und das Leben fängt erst richtig an!